

DIE FACKEL

Nr. 56

WIEN, MITTE OCTOBER 1900

II. JAHR

Die Verhandlung, in der neulich deutsche Richter, treue Diener ihres Herrn, den Herausgeber der 'Zukunft' wegen Majestätsbeleidigung zu sechsmonatiger Festungshaft verurteilten, hat bekanntlich hinter verschlossenen Türen stattgefunden. Die Öffentlichkeit erfuhr nur die Namen jener Männer, die als Zeugen in dem Prozesse auftraten, nicht den Inhalt ihrer Aussage. Was aber das deutsche Strafgesetz deutschen Blättern verbietet, von österreichischen konnte es, so mochte man meinen, ohneweiters gewagt werden. Und so überraschte es auch nicht, als man in der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' vom 14. Oktober höchst bemerkenswerte Mitteilungen zu dem in Berlin geheim durchgeführten Prozesse fand. Man las die offenbar wörtliche Wiedergabe des Zeugenverhörs Schweningers: Die Bestätigung, daß der Bruder des Kaisers der Tendenz des inkriminierten Harden'schen Artikels seine Anerkennung gezollt, Bismarck den »Majestätsbeleidiger« einen guten Royalisten genannt, die Flasche Steinberger Kabinett, die ihm der Kaiser gesandt, mit dem Angeklagten auf die Gesundheit Wilhelms II. geleert, ein andermal mit ihm auf das Wohl eines Berliner Richters, der Harden freisprach, angestoßen habe, und endlich die Zitierung eines das deutsche Empfinden beleidigenden Kaiserwortes über den körperlichen Zustand des greisen Bismarck. Von wannen war dem nachrichtenarmen Sechs—Uhr—Blättchen die aufsehererregende Kunde gekommen? Es gestand die Quelle ein: »Prager Blätter bringen nach privaten Meldungen aus Berlin usw. usw.« Ich verschaffte mir die Prager Blätter und fand in der Abendausgabe, 11. Oktober, von 'Bohemia' und 'Prager Tagblatt' gleichlautende Telegramme aus — Wien, die also eingeleitet waren: »Die 'Neue Freie Presse' bringt folgende Mitteilungen zum Harden—Prozesse usw. usw.« Ich konnte mich nun absolut nicht erinnern, auch nur eine Silbe von diesen Mitteilungen in der 'Neuen Freien Presse' gefunden zu haben, und mein nachträgliches Suchen war nicht weniger vergeblich. Was war geschehen? Journalistisch erklärt sich der Vorgang, so: Die 'Neue Freie Presse' war tatsächlich im Besitze jener bedeutsamen Enthüllungen, die ihr der Berliner Korrespondent vermittelt haben mochte. In ihrer Redaktion sitzen wie in jeder andern Leute, die sich damit befassen, Telegramme und wertvolle Nachrichten noch vor der Drucklegung und womöglich sofort nach Einlauf an auswärtige Blätter, deren Korrespondenten sie sind, zu verschachern. In der 'Neuen Freien Presse' und im 'Neuen Wiener Tagblatt' hat sich eine förmliche Nachrichtenindustrie etabliert, deren Vertreter nach Schluß der eigenen Redaktionstätigkeit an das Telephon stürzen, um diese und jene Meldung nach Prag, Pest und anderen Städten zu »blasen.« Wird von der Steyrermühlredaktion Pest mit Neuigkeiten überflutet, so erhalten die Prager ihre fettesten Sensationsbissen aus der 'Neuen Freien Presse'. Und so »blies« denn ein Redakteur dieses Blattes am Vormittag des 11. Oktober die »Mitteilungen zum Harden—Prozesse«, die soeben in seiner Redaktion eingelangt

waren, nach Prag, allwo sie — mit Beziehung auf die 'Neue Freie Presse' als Quelle — in den Abendblättern pünktlich erschienen. Aber — in der 'Neuen Freien Presse' erschienen sie nicht. Die Herren Bacher und Benedikt sahen mittags den Bürstenabzug, und kalkulierten: Eine interessante Nachricht ist gut, aber besser ist eine Verbindung mit der deutschen Botschaft. Und müßte es Herrn Philipp Eulenburg nicht peinlich berühren, in seinen willfährigsten Blatte (das die Politik Wilhelm II. fast für einen Börsenschwindel zu halten scheint, weil es sich so warm dafür einsetzt) plötzlich einen Bericht zu finden, der in jedem Satze die trostlose Erkenntnis verkündet, daß im heutigen Deutschland der Patriotismus die Form der Majestätsbeleidigung angenommen hat? Nein, wenn die Machthaber dafür gesorgt haben, daß diese Erkenntnis nicht aus dem Gerichtssaale dringe, so ist die 'Neue Freie Presse' nicht dazu da, ihnen einen Strich durch die Rechnung zu machen; sie unterwirft sich dem reichsdeutschen Strafgesetz, das Mitteilungen aus geheimer Verhandlung verbietet. Eulenburg wird sich durch andere interessante Nachrichten revanchieren; verzichten wir auf die eine. »Torsch! Sie haben schon nach Prag geblasen: Die 'Neue Press' bringt? Die 'Neue Press' bringt nicht!« ...

* * *

Die »*Österreichische Waffenfabriks—Gesellschaft*« hat am 10. Oktober ihre Bilanz für das Jahr 1899/1900 veröffentlicht, die, wie üblich, den Aktionären jeglichen Aufschluß über die Lage des Unternehmens versagt. Man weiß ja, wie die Bilanzen österreichischer Aktiengesellschaften hergestellt werden. Spekulierende Verwaltungsräte und Direktoren einigen sich zuerst darüber, ob ihren Interessen die Auszahlung einer höheren oder niedrigeren Dividende entspricht. Dann erhält der Direktor den Auftrag, eine Bilanz herstellen zu lassen, in der als Reingewinn eine Summe erscheinen muß, die der Höhe der beschlossenen Dividende und einem angemessenen Gewinnvortrag entspricht. Vor einigen Wochen hat man in unseren Börsenblättern lesen können, daß sich die leitenden Männer der Südbahnverwaltung nach Paris begeben würden, um mit dem Pariser Komitee darüber zu beraten, ob die Südbahn 2 oder 3 Francs Dividende zahlen solle. Man entschied sich in Paris für die Auszahlung von 2 Francs, und so weist denn die Südbahnbilanz einen Reingewinn aus, von dem nach Befriedigung der Aktionäre durch die vorher beschlossene Dividende ein kleiner Gewinnvortrag erübrigt, Hätte das Pariser Komitee beschlossen, 3 Francs Dividende zu zahlen, dann würde eben eine andere Bilanz aufgestellt worden sein. Der gleiche Vorgang ist natürlich auch bei der Waffenfabriks—Gesellschaft beobachtet worden. Herr Taussig erachtete es für nötig, den Kurs der Aktien (circa 300 Kronen) zu »halten«, und dekretierte, daß die Dividende, die im vorigen Jahre 8 Kronen betragen hat, diesmal auf 12 Kronen erhöht werden müsse, da unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch diese Dividende nur eine sehr bescheidene Rentabilität des Unternehmens darstelle. Dem Befehl des regierenden Vizepräsidenten gemäß eine Bilanz auszuarbeiten, war für den leitenden Direktor der Waffenfabriks—Gesellschaft sicherlich eine schwere Aufgabe. Hat doch das Unternehmen in diesem Jahre den Umfang der Produktion beträchtlich eingeschränkt, einen kostspieligen Streik durchgemacht und hernach fast die Hälfte seiner Arbeiter entlassen. Aber gegen Taussigs Befehle ist kein Widerspruch möglich. So kam denn die seltsamste aller Bilanzen, die seit Jahren ein zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichtetes Unternehmen der öffentlichen Kritik zu unterbreiten gewagt hat zustande. Als Herr Moriz Benedikt sie zu Gesicht

bekam, frohlockte er. Seit Jahren hat er sich nicht mehr recht getraut, seinen alten Feind Taussig anzugreifen. Aber niemals hat er die schmäbliche Erinnerung verwinden können wie er einst von Taussigs Anhängern an der Börse, als er einen heftigen Artikel gegen den Mann, der der Abgott der Haussiers war, geschrieben hatte, aus dem Saale hinausgedrängt wurde. Jetzt war eine Gelegenheit da, Herrn Taussig die Kränkung heimzuzahlen. Schonungslos setzte Benedikt die Geheimnisse der Bilanz der Waffenfabriks—Gesellschaft auseinander, so eifrig darauf erpicht, des Gegners Blößen auszunützen, daß er, der gewiegte Fachmann im Bilanzwesen, sich in der Hitze des Kampfes selbst eine kleine Blöße gab. Das war nun Herrn Taussigs Glück. Aber welcher Zeitung sollte er sich zum Gegenangriff gegen die 'Neue Freie Presse' bedienen? Das 'Neue Wiener Tagblatt' stünde ihm wohl zur Verfügung, aber es genießt in Finanzkreisen kein Ansehen, und die Gewißheit, daß finanzielle Notizen im 'Neuen Wiener Tagblatt' eigentlich Inserate sind, mindert auch in weiteren Kreisen ihr Gewicht. Herrn Taussig blieb nichts übrig, als sich an die Revue zu wenden, aus der die großen und mittleren Financiers allwöchentlich jene »höhere Bildung« schöpfen, deren Ansprüchen die 'Neue Freie Presse' nicht genügt. Das ist die 'Zeit'. Und so brachte Nr. 315 der 'Zeit' vom 13. Oktober eine Antikritik, die Herrn Benedikt scharf zu Leibe ging. Freilich konnte man, ohne ein Hohngelächter zu provozieren, nicht behaupten, daß die letzte Bilanz der Waffenfabrik korrekt sei. Aber man wagte zu schreiben, daß sie im Vergleiche zu den Bilanzen anderer Industrieunternehmungen »geradezu von musterhafter Klarheit« sei. Dann ward der Fehler, den Benedikt bei Besprechung des Bilanzpostens »Kreditoren« begangen hatte, unnachsichtlich gerügt, eine Bemerkung der 'Neuen Freien Presse' über den Fabrikationsgewinn wurde unter Verschweigung des wichtigsten Argumentes, das Benedikt beigebracht hatte, scheinbar entkräftet. Und triumphierend warf der Verfasser der Notiz in der 'Zeit' Herrn Benedikt eine »erschreckende buchhalterische Unkenntnis« vor. Die Börseaner, die die 'Zeit' zu lesen pflegen, waren im ersten Augenblick verblüfft. Sie wissen wohl, daß Moriz Benedikt seit manchem Jahr schon durch das, was er über die Bilanzen österreichischer Unternehmungen *nicht* sagt, sich als einen der geriebensten Bilanzkritiker erwiesen hat, sie haben aber über Herrn Walter Federn von der 'Zeit' aus dem, was er über diese Bilanzen sagt, schwerlich das gleiche Urteil sich bilden können. Doch das Erstaunen über die Notiz in der 'Zeit' wich, als man sie mit den Mitteln der Sprachvergleiche untersuchte. Man erkannte die Sprache eines alten Buchhalters und meinte nur, wenn die 'Zeit' in Hinkunft Notizen, die vielleicht gar in der Waffenfabrik verfaßt sind, zum Abdruck bringe, solle sie doch darauf halten, sie zuerst einer gründlichen Sprachreinigung zu unterziehen. Dieser Ansicht waren selbst die Börseaner ...

* * *

Vor mehr als Jahresfrist (Nr. 17 der 'Fackel') schrieb ich über die Bilanz der *Prager Eisenindustrie—Aktien—Gesellschaft*:

»Die österreichischen Eisenkönige versichern, daß man mit dem Vertuschungssystem gebrochen habe; die jetzige Bilanz stelle den wahren Stand der Gesellschaft dar. Nun, an Königsworten soll man nicht drehen und deuteln. Aber gleichwohl werden Alle starke Zweifel empfinden, die den Autoritätsglauben der Wiener Börseaner — die Wiener Börse fürchtet Gott, Taussig, Wittgenstein und sonst nichts auf der Welt — nicht teilen. Wer die Bilanz recht aufmerksam liest, dem kann es nicht entgehen, daß ein Teil der la-

tenten Reserven der Vorjahre dazu benützt worden ist, den Gewinn des laufenden Jahres höher erscheinen zu lassen. Die Ausschüttung von 95 Gulden ist zu gering, *die Dividende von 60 Gulden für 1898/99 zu hoch. Tatsächlich hat das Unternehmen im letzten Geschäftsjahre keine 60 Gulden per Aktie getragen und wird es auch im kommenden Jahre nicht können.* Und was ist der Grund solcher Verschiebung der Zahlen? Die Herren wollen eben aus der Spekulation heraus, natürlich mit größtmöglichem Vorteil. Die zu hoch bemessene Dividende muß nun den Kurs hinauftreiben oder zumindest halten. Wenn dann die jetzigen Macher, die ja schon begonnen haben, sich von der Leitung der Gesellschaft zurückzuziehen, sich auch des Aktienbesitzes zu gutem Preise entledigt haben werden, dann mag die *volle* Wahrheit in die Bilanz einziehen. Sie ist schon en marche, Und Herr Wittgenstein ist gerne bereit, ihr, wenn sie gekommen sein wird, den Platz zu räumen.«

Was hier vorausgesagt war, ist pünktlich eingetreten. Die Prager Eisenindustrie—Aktie erreichte nach der Bilanz von 1899 den Kurs von 2800 Kronen, und Herr Wittgenstein und sein Berater beim Jobbern, ein gewisser Feilchenfeld, halsten den betörten Kunden der Börsenkontors zu diesem Preise die Aktien auf. Seither sind sie *um zwölfhundert Kronen gefallen*. Die Bilanz für 1900 weist nur mehr einen Reingewinn auf, der die Verteilung einer Dividende von 50 Gulden gestattet, obwohl das Jahr 1900 für alle großen Montanwerke, — trotz dem Streik, während dessen die Vorräte zu hohen Preisen verkauft wurden — auch für die österreichischen, günstiger als das Vorjahr war. Herr Wittgenstein aber hat vor einiger Zeit in den Blättern erklärt, daß er mit der Prager—Eisenindustrie—Aktiengesellschaft nicht das Geringste mehr zu tun hat.



DER KOPROPHOR

Die liberale Presse schweigt mich toter denn je, und die Angriffe der sozialdemokratischen haben aufgehört, weil sie schließlich kein anderes Mittel gegen mich wußte als die Drohung mit Brachialgewalt. Unter den Rittern vom Geiste treten mir eigentlich nur die jüdisch—nationalen mit einiger Ausdauer entgegen. Aber die klebrige Art ihrer Polemik, die Mischung aus Rachsucht und einer spekulativen Gier, mit der sie jede Erwähnung in der 'Fackel' zu Reklamezwecken ausschroten, lockt nicht zur Erwiderung. Müssen denn, frage ich mich, die Herren, denen es darum zu tun ist, für die Gründung einer jüdischen Nation einzutreten, erst das Bestehen einer jüdischen *Rasse* beweisen? Aber ich bekenne, daß ich mich tief unglücklich fühlen würde; wenn's anders wäre. Ein Angriff im 'Jüdischen Volksblatt': um ehrenvoll zu sein, brauchte er nur noch gelesen zu werden ... So bringt er den Angreifern nicht einmal Gewinn ...

Und was ist das Um und Auf dieser Angriffe, soweit sie nicht bloß eine wahllose Zusammenstellung von gemeinen Schimpfwörtern bedeuten? Der Vorwurf, daß ich »ein Geschäft mache«. Alle Leute, die sogar zum Geschäftmachen zu talentlos sind, halten nicht nur die Geschäftsmacher für talentiert,

sondern auch die Talentierteren für Geschäftsmacher. Herr Julius Bauer, der mit seinem Libretto zu »Adam und Eva« beim besten Willen kein Geschäft gemacht hatte, ächzte in einer Gerichtsverhandlung, ich hätte mich, »um ein Geschäft zu machen«, seiner Person und seines Namens bemächtigt. Beileibe nicht, um Wien von einem der präpotentesten Theatertyrannen, dessen Können in einem grotesken Verhältnis zu seinem Ruhme stand, zu befreien! Es ist ja zu unsinnig, über diese Dinge auch nur ein Wort zu verlieren. Die Angegriffenen werde ich von der ethischen Absicht, die den Angriff führte, nicht überzeugen und die anderen Böswilligen von der Meinung nicht abbringen, daß die Herausgabe eines Blattes, das gegen Bankinsereate kämpft und das nie einen Zeitungsstempel zu defraudieren hatte, zu den einträglichsten Geschäften von der Welt gehöre. Ich hätte mit keiner Silbe auf diesen äußersten Einwand gegnerischer Hilflosigkeit reagiert, wenn er nicht für die Lumpen und Dummköpfe in allen Lagern etwas ungemein Überzeugendes hätte. Die Jüdischnationalen brauchten ihn nur anzudeuten, und schon hatten sie einen der seltsamsten Bundesgenossen an ihrer Seite: — die Antisemiten. Wenn Herr Benedikt mich eines Wortes würdigte, selbst er hätte mir sicherlich das Wort »Geschäft!« entgegengeschleudert. Aber in seiner Vertretung tut's, da man sich auf dem Boden gemeinsamer Abneigung findet, auch ein christlich-sozialer Journalist.

Wahrlich, ich möchte mit dem Börsenliberalismus keine Antipathie gemeinsam haben. Dies die Ursache, warum ich die Antisemitenpresse des Tages — sie ist ja auch wirklich der Gefahren kleinere — erst dann zu beobachten scheine, wenn ich von der Verfolgung der liberalen müde bin. Die wirkenden Mächte unserer Öffentlichkeit drücken sich längst nicht mehr in der Zusammensetzung der Vertretungskörper aus, und auch ein lebendes Parlament wäre heute in Österreich keine der Presse vergleichbare Tribüne. Der liberale Geist mag politisch tot sein; seine soziale Wirkungsmöglichkeit bleibt ihm, da er die Presse besitzt, gesichert. Und die Presse als den Urgrund aller Übel betrachtend, konnte ich immerhin einen Mann wie Vergani als die unbeträchtliche, unvermeidliche, organische Folge des Phänomens Frischauer empfinden. Daß die Reaktion durch die fortwährende Berührung mit den Verhältnissen, die sie erzeugt haben, allmählich selbst die Verfallseigenschaften annimmt, ist nicht minder organisch. Nur ist diese Erscheinung an der antisemitischen Presse leider auffallend rasch zutage getreten. Daß in ihren Börsenrubriken Animiernotizen für »christliche« Bankhäuser auftauchen, habe ich oft genug als charakteristisch hervorgehoben und hierbei nur noch auf die besonders plumpe Methode tröstend hingewiesen, die die antisemitische Korruption als die weitaus ungefährlichere erscheinen lasse. Mir scheint, von den sonntäglichen Börsenberichten der 'Ostdeutschen Rundschau' bis zu den »Schelhammer & Schattera«—Kundgebungen im Blatte des Herrn Bielohlawek, weniger Gewinnsucht als Stolz auf die Errungenschaft einer, zwar kleinen, aber selbständigen Korruption im Spiele zu sein.

Nun ist freilich Anfang Oktober in der 'Deutschen Zeitung' ein Feuilleton »*Der Koprothor*« erschienen, das sich mit der 'Fackel' — die höhnisch einem Kehrrechtapparat verglichen wird — und prinzipiell mit der Frage der Korruption und der Notwendigkeit ihrer Bekämpfung befaßt. Und da scheint mir denn die christlichsoziale Journalistik um einen Schritt zu weit zu gehen und das ihr eingeräumte Recht auf Verfall schnöde zu mißbrauchen. In einem liberalen Blatte hätte die Arbeit Aufsehen erregt. In der 'Deutschen Zeitung' mußten die wirksamsten Argumente, die ein Herr Dr. Stefan Gruß gegen die 'Fackel' vorbringt, verpuffen. Und warum? Weil selbst die wenigen Leser, die das Blatt besitzt, kein Verständnis für einen Standpunkt übrig haben, von dem aus

der Kampf gegen die Korruption als das überflüssigste Ding von der Welt betrachtet wird. Mag auch manchem saturierten Antisemiten diese Welt im rosigsten Lichte erscheinen und mag er auch das laissez faire, laissez aller des Liberalismus skrupellos adoptiert haben, so ist es doch ungeheuerlich, daß eine antisemitische Redaktion solcher Anschauung freudig die Spalten öffnet und sich nicht einmal mehr die Mühe nimmt, die Abneigung gegen die liberale Börsenverderbnis zu *heucheln*. Im Gegenteil. In der 'Deutschen Zeitung' darf einer heute frank und frei für das Totschweigen der Korruption eintreten, und die Schriftleitung gibt noch in einer Fußnote ihrer besonderen Genugtuung Ausdruck, daß sich endlich einer gefunden habe, der solchen Mut besitzt. Die 'Deutsche Zeitung' und Herr Stefan Gruß bemühen sich gar nicht, zu *beweisen*, daß mein Kampf gegen die Korruption bloß ein »geschäftsmäßiger Scheinmoralismus« sei. Sie erklären den Kampf gegen die Korruption an sich, das Kehrichtfegen als solches — auch wo's sich nicht um den Wiener Straßendreck handelt — für überflüssig, ja gemeinschädlich.

Aber nicht nur um dieser merkwürdigen Anomalie willen, die im Auslande falsche Vorstellungen von dem Programme der christlichsozialen Partei erwecken könnte, scheint mir der Aufsatz bemerkenswert; er bietet Gelegenheit, einen der albernsten Anwürfe, die je gegen polemische Schreibart erhoben wurden, zurückzuweisen. Mit der typischen Spießbürgerforderung »Selber besser machen!« läßt sich nicht rechten. Wer den Produktivgehalt kritischer Zerstörerarbeit nicht erkennt und sich von dem Glauben nicht abbringen läßt, daß »jeder tadeln kann«, dem sagt man vergebens, daß das Loben eine nicht minder leichte, nicht minder unfruchtbare Kunstfertigkeit darstellt. Aber völligem Stumpfsinn scheint mir die Anschauung entsprungen zu sein, die die Übel dieser Welt erkennt, sich aber vor allem Kampf schon hinter den Wall einer sagenhaften »Gesellschaftsordnung« flüchten möchte. Die »heutigen Zustände« werden mit einem Pauschaltadel beehrt, Angriffe auf die Personen, die jene Zustände verschulden oder vertreten, als Vermessenheit zurückgewiesen. Mindestens hält der Feuilletonist der 'Deutschen Zeitung' nichts von der Reinigungsarbeit, die ein Blatt wie die 'Fackel' unternommen hat. Seine engelhafte Naivität hindert ihn daran. Er meint, Protektion und Schlendrian bei unseren Behörden und öffentlichen Anstalten hätten seit dem Bestand der 'Fackel' nicht im geringsten abgenommen, die großen liberalen Zeitungen seien nicht minder bestechlich, die Literaturverhältnisse nicht gesünder, die Kohlen nicht billiger geworden. Und ich hätte noch kein »Mittel« genannt, um all diesen Übelständen »abzuhelfen«. Nun, ich muß gestehen, daß ich mir selbst nicht eingebildet habe, nach anderthalbjährigem Bestande der 'Fackel' würden alle Rechtsbeuger und Protektoren im Staate, alle Parasiten der Gesellschaft, alle Erpresser, Librettisten und Börsengauner ausgestorben sein. Wohl aber kann ich dem Herrn versichern, daß die in diesen Branchen Tätigen mindestens *vorsichtiger* geworden sind und daß überall und — sogar auf dem Gebiete des Kohlenwuchers noch ein besserer Erfolg erzielt werden könnte, wenn die christlichsoziale Presse in jedem einzelnen Fall ihre Pflicht erkannte und sich mit besserer Absicht und besserem Talent an deren Erfüllung machte. Die Ausrufungszeichen, die man hinter jeden jüdisch klingenden Namen setzt, sind doch gewiß noch weniger taugliche »Mittel, um den Übelständen abzuhelfen«, als der konsequente und unerschrockene Frontangriff. Die 'Deutsche Zeitung' stellt übertriebene Anforderungen. Der Herrgott, dessen sich ja ihre Gesinnungsgenossen oft genug von Parteiwegen bedient haben, hat in sechs Tagen die Welt erschaffen. Da ist es denn doch ein wenig zu viel verlangt, daß ich die Welt alle zehn Tage zerstören und außerdem noch ein »Mittel« zu ihrer Wiedererschaffung angeben soll.

Übertrieben wie seine Wünsche sind die Befürchtungen des Mannes, der die Zeit gekommen sah, »über die 'Fackel' ein ernstes Wort in der Öffentlichkeit zu reden«. Diese Öffentlichkeit, meint er, könnte, wenn man ihr immer wieder die Übel, die sie birgt, unter die Nase schiebt und ihr immer wieder scheltend und prügelnd zusetzt, nachgerade »verprügelt« werden und abgestumpft; sie könnte sich an die Übel, »zu deren Abschaffung doch nicht das Geringste geschieht«, gewöhnen und sich über nichts mehr wundern. Nun, die »Abschaffung der Übel« kann ich selbst bei besserer Unterstützung durch die 'Deutsche Zeitung' nicht dekretieren. Aber ich glaube auch nicht, daß sich die Leute an die Übel die man nur aufdeckt, nie abschafft, gewöhnen. Ich glaube vielmehr, daß sie sich an die Übel gewöhnen, die man nicht einmal aufdeckt, und sich ihrer entwöhnen, je öfter man sie aufdeckt. Denn die Vertrautheit mit den Übeln ist der Übel schlimmstes, und je eindringlicher man den Menschen auseinandersetzt, daß die moderne Presse eine Kulturgefahr bedeutet, desto besser immunisiert man sie. Aber selbst an den Leuten, die »sich über nichts mehr wundern«, ist Malz und Hopfen nicht verloren. Schließlich werden auch sie noch nicht so »abgestumpft« sein, daß sie sich nicht mindestens über das Erscheinen eines börsenliberalen Toleranzediktes in einem christlichsozialen Blatte wundern sollten ...

Der um die Erhaltung der Korruption besorgte Antisemit hat noch ein weiteres Bedenken. Er erinnert an die »eingehenden und, wie man wohl im Allgemeinen zugeben kann, bis ins Detail zutreffenden Berichte aus den verschiedenen Ämtern und Kanzleien«, die in der 'Fackel' erschienen sind. Die können doch nur von Subalternbeamten stammen, die »aus irgendeinem Grunde gegen ihren Vorgesetzten erbittert« sind! Und muß dies nicht die Disziplin und die ordentliche Arbeit in jeder Art von Betrieb aufs empfindlichste schädigen«? Und »was soll man von einem Unternehmen denken, das die Ranküne und Rachsucht der Subalternen gegen den Chef ausnützt«? Natürlich »zu Geschäftszwecken« ausnützt! Heißt das nicht selbst die ärgste Korruption treiben? ... Wie man's nimmt. Wenn sich antisemitische Blätter z. B. ein Zirkular, das ein jüdischer Verein an seine Mitglieder sendet, mit Hilfe eines Vereinsangestellten verschaffen, so will mir dies in der Tat als eine Benützung des Vertrauensmißbrauches zu Geschäftszwecken erscheinen. Wenn aber im Joche unwürdiger Vorgesetzter seufzende Subalterne sich an ein unabhängiges Blatt wenden, so hat sich der Herausgeber nur zu fragen, ob ihr Verrat einem öffentlichen Interesse dient. Sicherlich muß, wofern nur die Anzeige stichhaltig ist, ihr Motiv für mich belanglos sein. Selbst die Möglichkeit einer Lockerung der Disziplin in einem öffentlichen Betriebe kann mich nicht abhalten, seine Schäden aufzudecken, wenn diese erwiesenermaßen ärger sind als der zu riskierende der gelockerten Disziplin. Das Ethos des Angebers interessiert mich nicht. Ich mag von der Diskretion des Privatbeamten, der mich die Lumpereien eines Verwaltungsrates, von der Treue des staatlichen Subalternen, der mich die verrotteten Zustände im Allgemeinen Krankenhause kennen lehrt, die geringste Meinung haben, seiner Mitwirkung werde und muß ich mich bedienen, wenn meine antikorruptionistischen Kollegen zu taktvoll oder zu feige sind, im Interesse der Öffentlichkeit und gegen ein Privatinteresse zu wirken.

Wenn Herr Wähler, der Herausgeber der 'Deutschen Zeitung', in seinem Blatt über Geschäftsmacherei sprechen läßt, so wird er die Börsenfachmänner als Lacher auf seiner Seite haben. Aber die Aufgabe eines christlichsozialen Parteiorgans dürfte die 'Deutsche Zeitung' nicht in dem Streben betätigen, den Mantel christlicher Nächstenliebe über die sozialen Übel zu breiten. Und wenn sich maßgebende und ernste Männer, die der Partei nahe-

stehen, längst über die literarischen Qualitäten ihrer Presse klar sind, so müßte man ihnen nicht so plötzlich über den geringen Unterschied die Augen öffnen, der auch im Punkte der Moral die Wiener antisemitische von der Wiener jüdischen Journalistik trennt.

Mir erscheint, ich wiederhole es, die zweite als die weitaus mächtigere und weitaus gefährlichere. Die Feindschaft der andern hat sie nicht zu fürchten; sie fühlt, daß sie nur den Neid antisemitischer Stümper der Korruption gegen sich hat. Bekenntnisse wie das in der 'Deutschen Zeitung' niedergelegte mehren ihren Einfluß. Die liberale Presse erlebt die Genugtuung, in der antisemitischen all' das gegen den lästigen Erwerbsstörer ausgesprochen zu finden, was selbst zu sagen sie sich zu vornehm dünkt. Darum hat mich der Inhalt des Feuilletons »Der Koprophor« so sehr überrascht. Und nicht aus dem Grund, weil mich der Titel etwa zu der Erwartung angeregt hätte, in der 'Deutschen Zeitung' eine der schmutzigsten Affären im christlichsozialen Lager besprochen zu finden. Man erinnert sich an die Angelegenheit des antisemitischen Gemeinderates, der der Kommune die Koprophor—Apparate, an deren Erzeugung er interessiert war, aufdrängen wollte. »Koprophor« ist wahrlich ein passendes Stichwort, wenn ein christlichsoziales Blatt für das Verhüllen der Korruption eintreten will.



Der Wiener Freisinn ist in jüngster Zeit ungemein rührig geworden. Er ist aus dem Restaurant »zur Kugel« am Hof in das Restaurant »Kohlmarkt« in der Wallnerstraße übersiedelt. Ob diese Tat der »Fortschrittsfreunde« auch wirklich einen Fortschritt bedeutet, weiß ich nicht. Man müßte die Qualität und die Preise von Speise und Trank in den beiden Gasthäusern vergleichen ... Der Wiener Freisinn hat noch mehr getan: er hat etwa viertausend Kronen für einen Kranz gesammelt, der auf Heinrich Heines Grab niedergelegt werden soll. Zu diesem Zwecke war ein Komitee freisinniger Bürger und ein Komitee freisinniger Studenten gebildet worden. Die geringen Komiteespesen bestanden im Wesentlichen in den Kosten des Druckes von Visitenkarten. Der Text dürfte gelautet haben:

»N. N., Mitglied des Komitees freisinniger Studenten in Wien zur Einleitung von Sammlungen behufs Niederlegung eines Kranzes auf dem Grabe des Dichters Heinrich Heine«.

Alle Visitenkarten sollen in einem Album aufbewahrt werden. Was man mit den überschüssigen 3527 Kronen 44 Hellern anfangen wird, ist noch unsicher. Zunächst ist ein Komitee gewählt worden, das mit bildenden Künstlern Unterhandlungen pflegen soll. Etwaige Entwürfe von Bronzekränzen werden voraussichtlich einem Subkomitee vorgelegt werden. Der Entwurf des freisinnigsten Künstlers soll zur Ausführung gelangen Mit dem Reste des Geldes beabsichtigt man eine Heine—Feier in Wien zu veranstalten, zu der auch die sozialdemokratische Arbeiterschaft herangezogen werden soll. Die 'Arbeiter—Zeitung' will freilich von einer solchen Feier nichts wissen. Es wird nötig sein, daß die Freimaurerloge sich da ins Mittel legt und daß man, wenn sich der Genosse Schuhmeier störrisch zeigt, wie im vorigen Jahre, den Bruder Schuhmeier heranzieht. Sollte trotzdem die Feier unterbleiben müssen, so möchte ich an Stelle der freisinnigen eine immerhin sinnige und im Sinne Heines lie-

gende Ehrung vorschlagen. Heine hat bekanntlich bitter darüber geklagt, daß an seinen Sterbetagen »nichts gesagt und nichts gesungen« würde. Man sollte — zur Beruhigung des Stadtrates wie der Liberalen — an Heines Grab für das überschüssige Geld abwechselnd eine Messe lesen und einen Kadosch sagen lassen ... Oder will man das Geld nicht vielleicht zum Ankauf des Kranzes verwenden, den der Wiener Freisinn am Grabe Dittes' niederzulegen beschlossen hat? Wenn's dann noch nicht alle ist, wüßte ich noch andere Gräber des Wiener Freisinns zu nennen. Einige warten freilich noch auf ihre Bewohner, die unter uns herumwandeln und jedem, der es hören will, versichern, daß sie noch leben ...

Noch lebt übrigens, allen Spöttern zum Trotze, die Wiener Fortschrittspartei. Und einer ihrer Veteranen, Herr Dr. Josef Kopp, hat ein Mittel gefunden, um ihren Besitzstand nicht bloß zu erhalten, sondern in ungeahnter Weise zu vergrößern. Das »Festhalten an der Verfassung«, erklärte er, ist »das Schibboleth der 'Fortschrittspartei«. Schibboleth, das war, wenn meine biblischen Erinnerungen mich nicht trügen, das Wort, das als Erkennungszeichen für Jephthas¹ Mannen diente. Die Gegner konnten es nicht aussprechen. Wenn nun das »Festhalten an der Verfassung« das Erkennungszeichen der Fortschrittsmänner ist, dann gehören nicht nur alle Parteien der »deutschen Gemeinbürgerschaft«, die Christlichsozialen eingeschlossen, und nicht nur die Anhänger des Dr. Ebenhoch, der neuestens so energisch für das Festhalten an der Verfassung eintritt, zur Fortschrittspartei; auch die österreichischen Regierungen, von Carlos Auersperg bis zu Taaffe, Badeni und Koerber, haben insgesamt eidlich gelobt und in ihren Programmen verkündet, daß sie an der Verfassung festhalten wollen. Und es ist nicht bekannt, daß in Österreich jemals ein Ministerkandidat sein Ziel nicht erreicht hätte, weil ihm die Zunge versagte, als er das Schibboleth des Wiener freisinnigen Jephtha, das »Festhalten an der Verfassung«, bei der Eidesleistung aussprechen sollte.

* * *

Die wirtschaftliche Fehde, die das Budapester Schmocktum etwa im Monate Juni gegen unsere Stadt eröffnet hat, dürfte wohl noch nicht beendet sein. Man muß bedenken, daß die Unterstützung durch den Wiener Liberalismus gerade in den Sommermonaten eine ergiebige war. Die Zeit, wo in Wien dem Fremdenverkehr nachgerechnet wird und die Reporter der liberalen Blätter sich mit Berufung auf den bekannten und jetzt schon ziemlich beständigen »Niedergang Wiens« als Kommunalhochverräter aufspielen möchten, hat uns heuer ja auch wieder einen kräftigen Alarmruf des Herrn Hofrates Nothnagel gebracht. Es war — in einer Generalversammlung des »Vereines zur Abwehr des Antisemitismus« ausgestoßen — der Sehnsuchtschrei nach einem »finanziellen Krach« in Wien. Und richtig geht drei Monate später, wenn auch nicht Wien, so doch »Venedig in Wien« zugrunde. Und die Zeichendeuter der Zeit, die in den liberalen Redaktionen sitzen, lassen die Köpfe hängen. Daß die Wiener Bevölkerung sich nicht ein Jahrhundert hindurch von den Wundern Gabor Steiners, dieses Magus aus dem Osten, fesseln lassen will, dünkt sie ein Beweis traurigster Dekadenz, wie er nur unter einem »klerikalen« Gemeinderatsregime zu erbringen sei. Aber die Budapester Kampfgenossen, die zwar selbst ein Oes—Budavar zu beklagen haben, ermutigt solches Treiben. Und so kann denn heute die über die Wiener und Budapester Redaktionen zerstreute Familie Singer stolz auf die Wirkungen des Boykotts hinweisen, den sie über Wien »verhängt« hat. Der gefährlichste Geg-

1 Ri 10 ff.

ner Wiens ist Herr Arthur Singer, der das 'Neue Budapester Abendblatt', »liberales Organ«, herausgibt und Österreich in Leitartikeln und Notizen als seinen »Erbfeind« bezeichnet. »Kauft nur in Ungarn!« ist die Parole, mit der Herr Singer irredentistische Kavaliere, die in Wien ihren Kleiderbedarf decken möchten, einzuschüchtern versucht; — wenn sie schon durchaus nicht davon abzubringen sind, in Wien zu kaufen, so mögen sie doch wenigstens in Pest abonnieren. Herr Singer sagt in einem seiner Leitartikel ausdrücklich: »Den Vaterlandsverrat dieser Leute zu stigmatisieren, ist das Mittel, durch welches wir *unseren Zweck* erreichen wollen.« Herr Singer beklagt, daß nicht nur die Familien Matlekowitz und Guttmann die Aussteuer ihrer Töchter in Wien anfertigen ließen, sondern daß neuestens auch der Abgeordnete Berthold Weiß anlässlich einer Hochzeit in seinem Hause dieser »an Vaterlandsverrat streifenden Mode« gehuldigt hat. Graf Andrassy hat »beim Wiener Schneider Prix, der direkt deshalb nach Budapest kam, 16, sage und schreibe sechzehn Anzüge bestellte. Singer macht aus seinem Herzen keine Mördergrube. »Wir wollen« — sagt er klipp und klar — »den *Chauvinismus*, welchem wir in politischer Beziehung offen huldigen, auch auf das wirtschaftliche Gebiet übertragen.« Und: »Wir werden die geehrten ständigen Kundschaften der ausländischen *terrorisieren*.« Folgt eine lange Liste von Budapester Kunden eines Wiener Herrenschnaiders, die so verworfen sind, ihr Geld nach Wien zu tragen, »wo man den Magyarenhaß auf offener Straße predigt und wo ein Lueger residiert«. Bei einem der Proskribierten wird besonders bemerkt, daß er sogar sein ungarisches Nationalkostüm bei einem Wiener Schneider habe anfertigen lassen, »nachdem er gnädigst geruhte, den Stoff hierzu in Budapest anzukaufen«. Und von einem Unverbesserlichen wird gesagt, daß er »sein letztes Taschentuch aus Wien bezieht«. Bald hat die Singer'sche Propaganda einen Erfolg: »Der Handelsminister Hegedüs, der, wie wir bereits berichteten, bisher in Wien arbeiten ließ, bezog gestern einen Überzieher von einem hiesigen Schneider und bestellte sich bei demselben auch einen Gehrock.« ... Herr Singer hat aber noch ein anderes Mittel gefunden, um die Einwohner Budapests an ihre patriotische Pflicht zu erinnern. Er versendet ein Rundschreiben, in dem er erklärt, »nicht rasten und nicht rosten« und »die geehrten Kunden Wiens und ausländischer Firmen« nach wie vor »an den Pranger stellen« zu wollen. Sein »Ziel« aber lasse sich nur dann erreichen, wenn drei Wünsche der Redaktion und Administration des 'Neuen Budapester Abendblattes' in Erfüllung gingen: »1. Die Herren Kaufleute mögen uns durch fach— und sachgemäße Beiträge unterstützen und uns schonungslos bekanntgeben, wenn jemand seinen Bedarf nicht im Inlande deckt. 2. Die Herren Kaufleute mögen auf unser Blatt abonnieren und unser Blatt Freunden— und Bekanntenkreisen empfehlen. 3. Die Herren Kaufleute mögen bei Aufgabe von Inseraten stets auch unser Blatt freundlichst berücksichtigen.«

Ein Budapester Kaufmann hat mir das interessante Dokument und mehrere Nummern des Blattes zugesendet und einige Zeilen beigefügt, aus denen ich die Versicherung herauszuhören glaube, daß das ungarische Nationalgefühl, dort wo es wirklich vorhanden war, sich auf die Reizungen des Herrn Singer hin in ein Gefühl des Ekels verwandelt hat. Ich weiß nicht, wo Herr Singer das ungarische Nationalkostüm seiner Gesinnung, das er stolz zur Schau trägt, bestellt hat; daß es in Ungarn nicht angefertigt wurde, dünkt mich gewiß. Und ich weiß, daß auch er seine Geschäftsverbindungen mit dem Ausland hat und daß er speziell in Wien seinen Bedarf an Informationen deckt. Herr Singer ist Korrespondent mehrerer liberaler Blätter Wiens, hat früher das 'Fremdenblatt' und — zur Zeit, da sie österreichisches Regierungsblatt war — die 'Reichswehr' bedient, und es liegt die Vermutung nahe, daß er

das reiche Material für seine Denunziationen aus der 'Neuen Freien Presse' oder irgendeinem andern gemeindefeindlichen Wiener Blatte bezieht. Wahrscheinlich haben unsere Schmöcke sorgfältig ausgeschnüffelt, welche Ungarn bei Wiener Firmen kaufen, und lassen nun die Rache an den Antisemiten von Budapest aus vollziehen.

* * *

Die 'Österreichische Wochenschrift' des Dr. Bloch, das »Centralorgan für die gesammten — zehn— und mehrpercentigen — Interessen des Judenthums« veröffentlicht in der Nummer vom 12. Oktober eine Mitteilung aus London »über die Juden in Johannesburg«. Man wird in Österreich sicherlich mit Genugtuung vernehmen, daß zahlreiche Juden des Transvaal sich in das bekanntlich von Österreichern gegründete Polizeikorps einschreiben ließen. Einzelne Juden, vorzüglich holländischer und reichsdeutscher Herkunft, traten auch in die Burenarmee ein; die Namen dieser Braven, die die 'Österreichische Wochenschrift' für »bekannt« erklärt — was ja bei den Herren Müller, Isaacsohn, Wertheim, Blumenthal auch wirklich zutrifft — mag, wen's freut, in der Zeitschrift des Rabbi Bloch nachlesen. Seltsamerweise wird aber dort der Name gerade jenes Mannes verschwiegen, dessen mutige Tat ausführlich, wie folgt, geschildert wird: »Ein *interessantes* Abenteuer hat in allerjüngster Zeit der Präsident der New—Hebrew—Gemeinde zu Johannesburg erlebt. In einer mondlosen Nacht wurde er in seiner im Oranje—Freistaat gelegenen Farm von zum Corps des berühmten De Wet gehörenden Buren geweckt, die ihn freundschaftlichst aufforderten, für die Republik die Waffen zu ergreifen. Auf seine Weigerung wurde er als Gefangener fortgeführt. Als solcher mußte er wochenlang alle Kreuz— und Querzüge des quecksilberigen De Wet mitmachen, bis es ihm eines Tages doch gelang, sich unsichtbar zu machen; volle zwei Tage und zwei Nächte mußte er sich vor den ihn suchenden Buren in einer der südafrikanischen Dongas verstecken. Nach Abzug der Buren suchte er das Weite, um nach zahlreichen Anfechtungen und zum Skelett abgemagert endlich in die Nähe der englischen Linien zu gelangen« ... Wahrlich, Rabbi Bloch, der unermüdliche Verkünder jüdischen Ruhmes, ist zu bescheiden, wenn er die heroische Tat des Präsidenten der New—Hebrew—Gemeinde zu Johannesburg nur als »ein interessantes Abenteuer« bezeichnet. Mich dünkt sie der stärkste Ausdruck jener tiefen Loyalität die an den »vaterlandslosen« Israeliten von ihren Bewunderern so oft gepriesen wird, einer Loyalität, die ein so inniges und innerliches Gefühl ist, daß ihr das äußere Objekt vollkommen gleichgültig scheint, und die darum heute den Buren in gleicher Weise entgegengebracht wird wie morgen den Engländern, die inzwischen durch Annexion die »rechtmäßigen« Herren des Landes geworden sind. Der Streit zwischen England und den südafrikanischen Republiken ist heute eine *res judicata*, und der loyale Präsident der Johannesburger New—Hebrew—Gemeinde gehorcht mit heroischer Überwindung der Obrigkeit, die Gott und Lord Roberts eingesetzt haben. Bis etwa De Wet eine »neue Tatsache« schafft, die die Wiederaufnahme des Verfahrens zur Folge haben und die Loyalität des braven Präsidenten wieder den Buren zuwenden wird.

* * *

Unser »Concordia« — Leute, die neulich die »Wienerinnen« des Herrn Bahr zu loben entschlossen waren, gerieten in schlimme Verlegenheit. Auf der Bühne ward immer wieder von wahrer und falscher Sezession ge-

schwätzt, und sie wußten nicht, was damit gemeint war. Und wenn sie auch sämtliche Feuilletons des Herrn Bahr gelesen hätten, sie hätten's nicht erfahren. Denn es ist eine Eigentümlichkeit des Herrn Bahr, die neulich auch in einer Kritik seines Buches »Sezession« in der 'Neuen Deutschen Rundschau' hervorgehoben wurde, daß er über die Kunstwerke, die er lobt, niemals etwas sagt, wonach man sie von jenen, die er tadelt, unterscheiden könnte; ja, daß er über Kunstwerke überhaupt niemals etwas sagt, sondern nur über die Künstler, die seine Freunde oder Feinde sind. So viel nun konnten die Kritiker aus den »Wienerinnen« wohl entnehmen, daß Herr Bahr die Werke Olbrichs als wahre Sezession bezeichnet. Aber jene unter ihnen, die den »Salon Berl«, die Villa Friedmann in der Brühl und die Villa Bahr in St. Veit nicht kennen, wurden dadurch nicht klüger. Als sie daher im zweiten Akte der »Wienerinnen« den Salon sahen, den der Architekt Ulrich eingerichtet hat, wußten sie nicht, wie sie darüber urteilen sollten. Der Salon mißfiel ihnen aufs Äußerste, und hätte ihnen doch gefallen sollen Da war nur eines möglich: es mußte ein Irrtum unterlaufen sein. Herr Tann—Bergler stellte im 'Neuen Wiener Journal' fest: Das Interieur des zweiten Bildes, das doch echt sein muß, eine Schöpfung des Architekten Ulrich, der darin als ein wirklich Moderner, als ein Schaffender und Könnner sich erproben soll, mutete wie eine Vergschnasung der falschen Sezession an. Das war ja die reine Demonstration gegen die Absichten des Autors.« Aber man durfte nicht glauben, daß es etwa Herrn Bukovics' Absicht gewesen wäre, gegen seinen Freund Bahr zu demonstrieren, etwa aus Rache dafür, daß Bahr Herrn Bukovics seine »sezessionistische« Villa just vor's Fenster hingestellt hat. Der kluge Eduard Poetzl, der seinem Referat geschickt den Widerwillen, das kollegiale Machwerk loben zu müssen, anmerken ließ, vermutete im 'Neuen Wiener Tagblatt', daß ein »empfindlicher Regiefehler« geschehen sei. »Der vernünftige Architekt Ulrich«, schreibt er, »wohnt in einem Salon, bei dessen Anblick ein Gekicher durch das ganze Haus ging. Wenn das nicht falsche Sezession ist, dann gibt es überhaupt keine.« Herr Julius Bauer wußte nicht, was er zu dem Salon sagen sollte. »Nu, Herr Bauer«, fragte ihn ein Premierengast, »wie gefällt Ihnen der Salon?« »Is es denn ein Salon?«, antwortete Bauer fragend, ging nach Hause und schrieb ins 'Extrablatt', im zweiten Akte der Wienerinnen sei »ein nach Sezession *riechendes* Gemach« zu sehen — die Nase ist bekanntlich das hervorragendste Sinnesorgan des Herrn —, »von dem man nicht weiß, ob es ein Salon, ein Speisezimmer oder eine Kegelbude ist.« Herr Ludwig Fischl, Bahrs Redaktionskollege in der 'Österreichischen Volks—Zeitung', war vorsichtiger als die Genossen; er glaubte nicht leichtfertig an einen Regiefehler, erkundigte sich und wußte dann zu melden: »Der Sezessionssalon im zweiten Akt ist an und für sich eine Sehenswürdigkeit; er scheint direkt aus Olbrichs 'Ideen' zu stammen.« Und Herr Marco Brociner vom 'Wiener Tagblatt' konnte mit Bestimmtheit versichern: »Schließ)ich dürfen wir auch die originelle sezessionistische Ausstattung der zwei letzten Akte nicht unerwähnt lassen. Dieselbe wurde nach Skizzen des Herrn Olbrich angefertigt.«

Man wird geneigt sein, anzunehmen, daß die Kritiker mit ihren einander widersprechenden Urteilen wie gewöhnlich allesamt Unrecht gehabt haben. Im ersten Augenblick könnte die Behauptung verblüffen, daß sie vielmehr allesamt Recht gehabt haben. Die Ausstattung des Salons im 2 Akte der »Wienerinnen« stammt tatsächlich von Olbrich. Aber schon einmal ward hier erklärt, daß Herr Olbrich als »Ideen« zu bezeichnen beliebt, was noch vor kurzem mit dem wienerischen Wort Gschnas viel treffender charakterisiert wurde. Mein mehrfach geäußertes Urteil über Herrn Olbrich scheint ja Herr Bahr überhaupt in den »Wienerinnen« bekräftigen zu wollen. Olbrichs Kunst

habe ich als die Kunst der Schottenringkreise bezeichnet; daß Herr Olbrich diese Kreise nicht nur durch seine »Werke«, sondern auch durch seinen persönlichen Umgang beglückt, nehme ich gern zur Kenntnis. Daß er sich aus ihnen auch eine Gattin wählen könnte, ist wohl nicht mehr als eine poetische Freiheit, die er hoffentlich Herrn Bahr, der sich schon so viele Freiheiten genommen hat, verzeihen wird. Es müßte denn das Wort vom *goût juif*, das die Pariser auf die Werke des Herrn Olbrich anwenden, in seiner strengsten Bedeutung zu nehmen sein. Aber wird Herr Olbrich es seinem »Macher« Bahr verzeihen können, daß dieser ihm, den ich doch stets für einen Künstler, wenn auch für einen in falscher Richtung strebenden, gehalten habe, gar kein eigenes Kunstdenken und Kunstempfinden zumutet, daß er ihn beständig die plattesten Phrasen aus Bahr'schen Tagblattfeuilletons reden läßt?

Man ist in Künstlerkreisen, wenn auch ein durch kritische Banalitäten verdimmtes Publikum wenig davon merkt, über die Schlagworte der letzten Jahre schon längst hinaus und hat geraume Zeit, ehe Herr Bahr über wahre und falsche Sezession auf der Bühne dozierte, begriffen, daß es sich heute wie immer um nichts anderes als um wahre und falsche Kunst handelt. Und man strebt — wir können's an Josef Hoffmanns letzten Arbeiten und den Leistungen seiner Schule sehen — von dem dekorativen Überschwang, in dem man sich eine zeitlang gefiel, zum ehrlichen konstruktiven Denken des Meisters Otto Wagner zurück. Herrn Olbrich versagt niemand die Anerkennung für seine bemerkenswerte Geschicklichkeit im Ornament, eine Geschicklichkeit, die er noch von seiner Tätigkeit in der väterlichen Lebzelterei her bewahrt hat. Aber man sieht nicht mehr eine verblüffende »Originalität« darin, wenn Herr Olbrich Ornamente, die wir längst von Möbelstoffen kannten, in Holz auf Kästen klebt. Und man wehrt sich vollends dagegen, daß einer die Lebzelterkunst als den Gipfel künstlerischen Schaffens in Österreich, als »österreichischen Stil« rühmen will. Die Herren aus der Sezession verwahren sich — auch in Zuschriften an meine Adresse — immer energischer gegen die Verantwortung, die ihnen von Vielen für das Kunstgeschwätz des Herrn Bahr zugeschoben wird. Sie dürfen sich freilich an dem Irrtum nicht unschuldig wähnen. Haben sie nicht einen sinnlosen Satz Hermann Bahrs in ihrem Hause verewigt und haben sie Bahr nicht anfangs die Redaktion des 'Ver sacrum' übertragen? So haben sie alles dazu getan, damit das Publikum glaube, die verlogene Gespreiztheit Bahr'scher Rede sei der Wiederhall ihrer Kunstbestrebungen. Und dieses Publikum weiß noch heute nichts davon, daß die Künstler, die Bahr als die Trompete ihres Ruhmes benützt haben, schon lange zur Erkenntnis gelangt sind, daß auch *ihre* Trompete von Blech ist.

* * *

Die Theater—Landeskommission hat mit sich reden lassen, und die Operette konnte wieder in ihre alten Häuser einziehen. Mit ihr die alte Feuergefahr und die alte Langweile, freilich durch die neuen Ausgänge gemildert, in deren nächster Nähe die spärlichen Besucher jetzt mit mehr Ruhe das Ende der Operette erwarten. Wer etwa gemeint hat, daß an den von den Landesberg und Taund verunreinigten Stätten neue Kunsttriebe sich durchringen würden, ist heute bereits des Schlechteren belehrt. Rasch ward das feinere Werkchen des Franzosen Audran vom Spielplane abgesetzt und, als Weinberger und der unvermeidliche Buchbinder auf der Carl—Theaterbühne zu Worte kamen, schien es dem angestammten Publikum, wie die 'Neue Freie Presse' feststellte, »als habe die eigentliche Eröffnung des Carl—Theaters erst an diesem Tage stattgefunden«. Ganz ohne alle Ironie teilt der Kritiker mit, daß

man von Weinberger und Buchbinder »die gewohnten Theatergenüsse erwartete«. Und wirklich fand man — der Name Buchbinder bürgte dafür — eine Handlung ohne »Blödsinn und Schlüpfrigkeit«, wirklich hörte man, wie Herrn Weinberger »aus schier unerschöpflichem Borne die Melodien quollen, Herr Weinberger hatte »auch als Künstler außerordentliche Fortschritte gemacht«. Eingeweihte wollen sie darin finden, daß er jetzt seine »Kompositionen«, die er früher einem Musiker vorpiff, bereits mit einem Finger auf dem Klavier spielen kann. Aber mochten Weinberger und Buchbinder dem Publikum was immer bieten, der tantiemenhungrigen Schar der Pressmenschen galt die Aufführung als der siegreiche Handstreich, mit dem von einem Boden, der ihnen fast schon entzogen war, abermals Besitz ergriffen wurde. Wieder einmal und wohl endgültig sind die Musiker von ihm vertrieben worden. Einer von ihnen, der erste Kapellmeister des Theaters, soll sich freiwillig vor Herrn Weinberger zurückgezogen, ja sich kontraktlich gegen die Zumutung, die Aufführungen der »Diva« zu leiten, gesichert haben. Wie sonst musikalische Menschen über die Operettenkunst des Herrn Weinberger denken, mag man aus den 'Concordia'—Blättern selbst ersehen. Zwar sind deren Musikkritiker zum guten Teile kaum redlicher als ihre Kollegen auf anderen Gebieten, aber keiner von ihnen wäre so verworfen, Herrn Weinberger als Komponisten ernst zu nehmen oder gar zu loben. Und da dem Adoptivsohne des Herrn Wittmann Lob gespendet werden mußte, blieb nichts übrig, als daß statt der Musikkritiker die Lokalreporter über eine Operettenpremiere berichteten. Herr St—g, der sich auf Musik so gut wie auf Witz versteht, darf über Weinberger und Buchbinder schreiben, was ein Mindestmaß von Selbstachtung Herrn Heuberger zu schreiben verbieten mußte.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Herrn von Schießl, Direktor der kaiserlichen Kabinettskanzlei. Wollen Sie endlich dafür sorgen, daß der Artikel in Nr. 54 der 'Fackel', der die in dem Schreiben an Erzbischof Stadler enthaltene völkerrechtliche Ungeheuerlichkeit aufdeckt, dem Monarchen vorgelegt wird. Es ist ein alter Usus, daß täglich im Preßbüro eine Kollektion von Zeitungsstimmen, die das in der Politik Wichtigste und Wesentlichste besprechen, für den Monarchen zusammengestellt wird, und Sie haben darüber zu wachen, daß diese Sammlung möglichst übersichtlich und vollständig ausfällt. Zahllose Ausschnitte aus Journalen, die sich mit der Affäre Stadler befaßten, sind dem Kaiser in diesen Tagen überreicht worden. Das Preßbüro hat es aber unterlassen, den Artikel der 'Fackel', der eine von keinem anderen Journal berührte Seite der Angelegenheit behandelt und die Meinung eines hervorragenden Völkerrechtslehrers wiedergibt, der für den Monarchen bestimmte Sammlung einzuverleiben. Da das Preßbüro sich hierbei lediglich von der Rücksicht auf Ihre Person — der Artikel war »Eine Rüge an Herrn v. Schießl« betitelt — leiten ließ, so ist es Ihre Pflicht den Artikel zu reklamieren, eventuell mit Gewalt dem furchtsamen Preßbüro zu entreißen und irgend eine Ausrede für die verspätete Unterbreitung zu ersinnen. Der Kaiser wird von dem juristischen Lapsus, den Ihre Rüge an Herrn Dr. Stadler enthält, gewiß peinlich berührt sein; aber die selbstaufopfernde Bereitwilligkeit, mit der Sie ihm die Rüge an Herrn v. Schießl unterbreiten, dürfte ihn versöhnlich stimmen. Nur Mut, nur Mut!

Diplomat. Natürlich ein Unsinn. Wenn die Leute im Auswärtigen Amt nichts Gescheiteres zu tun und nichts Triftigeres gegen mich vorzubringen haben, so ist das recht bedauerlich. Sagen Sie ihnen also: Es ist mir nie eingefallen, der panslawistischen Presse Rußlands gefällig sein zu wollen. Ich habe NIE der Redaktion der 'Rossia' oder deren Wiener Korrespondenten — ich weiß nicht einmal, wie er heißt — den Bürstenabzug irgend eines in der 'Fackel' erschienenen Artikel zur Verfügung gestellt. Daß die 'Rossia' den in Nr. 38 veröffentlichte Brief eines »Freundes Österreichs am serbischen Hofe« reproduziert hat, weiß ich. Ob die Redaktion in einer einleitenden Anmerkung so getan hat, als ob sie meiner »Liebenswürdigkeit« dabei etwas zu verdanken hätte, weiß ich NICHT, da ich die Nummer, die den Nachdruck brachte, nie erhalten habe. Aber jedenfalls dürfte eine ähnliche Flunkerei — Zeitungsleute sind eben auch in Rußland Zeitungsleute — in der 'Rossia' gestanden sein. Denn der 'St. Petersburger Herold', ein deutschgeschriebenes und Herrn Goluchowski dienstwilliges Blatt, machte damals einen plumpen Ausfall gegen die 'Fackel' und schrieb: »Die 'Fackel' hat von einem Belgrader Freund ein Exposé unter dem spannenden Titel »Goluchowski und Milan« erhalten, und der Wiener Korrespondent der 'Rossia' hat sich heißhungrig auf den Bürstenabzug dieses Exposés gestürzt und über das Machwerk nach Petersburg berichtet.« Ich kann nun wirklich nicht sagen, ob 'Rossia' oder 'St. Petersburger Herold' gelogen hat. Gelogen wurde; — und im Ministerium des Äußern geglaubt. Ich wiederhole: Es war ein NACHDRUCK, von dem ich nichts wußte und zu dem das Blatt nicht einmal meine Zustimmung eingeholt hat. Ich müßte aber lügen, wenn ich leugnen wollte, daß er mir angenehmer war, als den Herren im Preßbüro des auswärtigen Amtes.

Client. Sie finden es begreiflich, daß das 'Wiener Tagblatt' (Abendblatt vom 18. Oktober) an den Edelmut der Verteidiger im Belgrader Attentatsprozeß nicht glauben will, die jetzt nach der Begnadigung der »Hochverräter« solidarisch beschlossen haben, von ihren Klienten kein Honorar zu fordern, ja sogar auf die Vergütung ihrer Barauslagen zu verzichten. Der Advokat Frischauer, eine Zierde des »Barreau« in doppelter Bedeutung, ist ja der Eigentümer des 'Wiener Tagblatt', und man kann es verstehen, wie ihn die eigene Expensengier dazu treiben muß, die Motive seiner anspruchslosen Kollegen hämisch zu verkleinern. Er meint, ihr edler Verzicht werde wohl der Einsicht von der Uneinbringlichkeit von Honorarforderungen bei ihren Klienten entsprungen sein und dem Bewußtsein, daß sie die Barauslagen »nach Landesbrauch« wohl selbst noch schuldig sind. Ach, wenn es doch in Österreich Landesbrauch wäre, daß die Advokaten die Barauslagen schuldig bleiben!

F. Sch., Magistratsbeamter. Sie sind im Irrtum. Das Theaterbillett gilt ja nicht für die Aufführung eines bestimmten Stückes, sondern für einen bestimmten Tag. Da Sie am 29. September, als die Vorstellung abgesagt wurde, Ihr Billett nicht zurückgaben, mußte die Theateradministration annehmen, Sie hätten es benützt. Natürlich wurde der Sitz für die Vorstellung am 3. Oktober verkauft. Daß Ihnen nicht nachträglich das Geld für das unbenützte Billett zurückerstattet wurde, ist darin begründet, daß eben am 29. September über Ihren Sitz nicht anderweitig verfügt werden konnte. Den Schaden, der aus Ihrem Irrtum entstand, konnte aber doch nicht das Theater tragen. Übrigens dünkt es mich ein geringerer Schaden, nur 2 K 20 h einzubüßen, als überdies noch Bahr's »Wienerinnen« ansehen zu müssen.

Englischer Leser. Daß die 'Neue Freie Presse' den Wert einer half—crown mit 2 Kronen 52 Hellern statt 3 Kronen 4 Hellern und den eines Florin mit 1 Krone 88 Hellern statt 2 Kronen 42 Hellern angibt, ist eine Unwissen-

heit, die ich mir wohl erklären kann. In der 'Neuen Freien Presse' kennt man nur jene Geldsorten, mit denen das Blatt bestochen wird; dazu aber gehören eben die Scheidemünzen nicht. Gleichwohl kann ich Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie schreiben: »These people, who are always so proud of their »Economist« and so often choose to compare themselves with the 'Times', really ought to learn National Economy first like a little schoolboy, before putting up again a face, as if they would be Experts in Monetary Matters. ¹« Aber ich versichere, daß die Herren von der 'Neuen Freien Presse' von allen anderen Dingen, in denen sie sich für Sachverständige ausgeben, noch weniger als vom Geldwesen verstehen.

Leser. Im »Gesetz über die Ehe des Erzherzogs Franz Ferdinand« lautet eine Stelle wörtlich: »Er anerkannte und erklärte, daß DIE aus dieser Ehe stammenden KINDER und deren Nachkommen, nachdem dieselben nicht Mitglieder des Erzhauses sind, EIN RECHT AUF DIE THRONFOLGE in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern und somit auch im Sinne der Gesetzartikel 1 und 2 vom Jahre 1723 in den Ländern der ungarischen Krone NICHT ZUSTEHT UND VON DERSELBEN AUSGESCHLOSSEN SIND.« Sie fragen, ob der Gesetzentwurf etwa in der 'Neuen Freien Presse' redigiert worden sei.

Professor Jodl. Das ist eine Affenschande! Müssen denn immer Wiener Universitätsprofessoren bei den kindischsten Demonstrationen des Herrn Noske mittun? Im letzten Winter hat Herr Philippovich Noske's Antrag unterzeichnet, die Antisemiten unter polizeiliche Überwachung zu stellen, und jetzt beteiligen Sie sich an dieser läppischen Heine—Grab—Bekränzerei. Begreifen Sie denn nicht, daß die Heine—Bewunderung eines Noske und der Seinen noch viel ekelhafter ist als die Heine—Gegnerschaft der Gregorig und Schneider? Solch ödes Treiben darf doch ein ernster Mann nicht unterstützen. Das ist das schlimmste aller Übel in unserer Öffentlichkeit, daß Männer, die man gern achten möchte, alles dazu tun, einem das bißchen Respekt, das man zum Leben so nötig hat, auch noch zu verleiden.

Socius. Auf den Prozeß DASZYNSKI werde ich in der nächsten Nummer zurückkommen.

Wilhelm—Singer—Verehrer. Ein Erfolg nach dem andern! Kaum hat sich Wien von der Sensation erholt, die es empfand, als es in einer Sonntagnummer des 'Neuen Wiener Tagblatt' einen Brief Singers mit der Unterschrift der Frau Schratt lesen konnte. Und wieder wartet er uns mit einem »Schlager« auf. Aber diesmal triumphiert er nicht als Chefredakteur, sondern als »Präsident der internationalen Pressassoziation«. Er hat etwas »durchgesetzt«. Sein eigenes Blatt erzählt stolz, wie das geschah. Ein italienischer Zeitungsherausgeber ist aus Österreich ausgewiesen worden. Ein Mailänder Journalistenverein wandte sich nun an Herrn Singer und beschwor ihn, zu untersuchen, »ob nicht durch die Ausweisung des Herrn Borghetti die österreichischen Gesetze umgangen wurden«. Herr Singer ist zwar nicht der Hüter der österreichischen Gesetze, wohl aber der Hüter der »internationalen Solidarität der Presse« und erklärte sich bereit, »einen Schritt BEI DEM Ministerpräsidenten zu tun«. Wie man sieht, ist Herr Singer auch nicht der Hüter der deutschen Grammatik. Trotzdem wurde er von Herrn v. Körber empfangen. Er hat einen unerhörten Erfolg erzielt. Der Minister erklärte nämlich, daß er die »Möglichkeit einer Zurücknahme der Ausweisungsregel NICHT in Aussicht stellen könne. Der Herr Ministerpräsident GESTATTETE Herrn Singer, DIESE ANTWORT DEN ITALIENISCHEN KOLLEGEN MITZUTEILEN«

IMPRESSUM WIE IMMER.

1 Diese Leute, die immer so stolz auf ihren "Economist" sind und sich so oft gern mit der "Times" vergleichen, sollten Volkswirtschaft zuerst wie ein kleiner Schuljunge lernen, bevor sie wieder ein Gesicht aufsetzen als wären sie Experten in Geldfragen.